

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

9.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Juni 29, 1855

Der Münster in Aachen.



Einmal war Aachen der Ort, wo die deutschen Kaiser gekrönt wurden. 55 saßen (von 814 bis 1558) auf dem marmornen Stuhle, den sie bei dieser Cere-
monie einnahmen. Im achten und zu Anfange des neunten Jahrhunderts erfreute es sich des Glücks, die Residenz und der Lieblingsaufenthalt Karl's des

Großen zu seyn, und es soll einmal 100,000 Einwohner gezählt haben, während es jetzt nur noch etwa 36,000 hat. Aus jener glänzenden Periode schreibt sich nun auch der Dom oder Münster her, von dem wir hier eine Abbildung liefern. Indessen ist das uralte, aus dem Jahre 796—804 stammende Gebäude, das noch die irdischen Ueberreste seines hier i. J. 742 gebornen und 814 gestorbenen Gründers Karl's des Großen enthält, mehr wegen seiner vielen historischen und kirchlichen Reliquien, als wegen der prächtigen Bauart selbst berühmt. Die größere Zahl ward in der Revolution nach Paris gebracht, aber 1815 wieder zurückgegeben. Als die Krönung der Kaiser nach Frankfurt verlegt wurde, bewahrte Aachen dennoch stets, bis solche Feierlichkeit eintrat, die Reichskleinodien auf. Porphyre, Marmor, Granit, sind bei der Erbauung des Doms verwendet, der im Innern mit Zierrathen aller Art und mit architektonischen Bewerken überladen ist. Die kirchlichen Reliquien werden in jedem siebenten Jahre 14 Tage lang öffentlich ausgestellt und ziehen viele Tausend Fremde herbei. 1825 zählte man noch gegen 50,000 fromme Neugierige. Schon im 11. Jahrhunderte fanden sich dergleichen ein. Von den bronzenen Thüren des Doms hat sich eine ziemlich komische Sage erhalten. Es fehlte den Einwohnern in Aachen, erzählt man, an Geld, um den Bau des Doms zu vollenden, und so machten sie ein Anlehen beim Teufel, dem dafür die erste Seele verfallen sollte, die durch die Kirchthüre käme. Als nun das Gebäude fertig war, wollte aber Niemand der Erste seyn, der hinein ginge. Sie stand also lange leer, bis endlich glücklicherweise ein Wolf gefangen wurde, und ein Priester den klugen Einfall hatte, diesen hinein zu jagen. Der Teufel ärgerte sich über den pfiffigen Streich, der seiner Dummheit gespielt wurde, dermaßen, daß er die Thüren prasselnd hinter sich zuschlug und die Wette verloren gab. Zwei bronzene Figuren außen zu beiden Seiten verkünden seine Einfalt bis auf den heutigen Tag. Die eine stellt den Wolf und die andere dessen Seele dar. Aachen (Aix-la-Chapelle) ist seit 1816 Hauptort eines preussischen Regierungsbezirks und wegen seiner uralten warmen Schwefelbäder noch immer von so vielen Fremden besucht, daß oft der Spielpachter allein in einem Jahre 10—12,000 Thaler Pacht giebt, obgleich für den prächtigen Saal, worin die Hazardspiele Statt finden, und eine Menge anderer Ausgaben, vielleicht noch einmal so viel Kosten erwachsen. Aachen hat sechs warme und eine kalte mineralische Quelle; die vorzüglichste ist die Kaisersquelle. Mehrere warme Quellen sind in dem durch einen Spaziergang mit Aachen verbundenen Flecken Burtscheid. Dst steigt die Zahl der Brunnengäste bis auf 4000. Die Einwohner von Aachen sind größtentheils Katholiken, treiben bürgerliche Nahrung, oder leben vom Handel und von Fabriken.

Das große Erdbeben in Lissabon 1755.

(Nach dem Berichte eines Augenzeugen, dessen Mittheilung aber wenig in Umlauf gekommen ist, vermuthlich weil sie sich in einer Sammlung von (englischen) „Briefen über die Literatur“ befand, wo Niemand dieselbe suchte.)

Man hatte nicht leicht einen schöneren Morgen gesehen, als den des 1. Novbr. (1755). Die Sonne schien mit ihrem vollen Glanze, der Himmel war völlig rein und klar und nicht das geringste Anzeichen von irgend einem Naturereignisse zu spüren, das eine so blühende, reiche, bevölkerte Stadt zu einem Schau-

plaz der furchtbaren Schrecknisse, der ärgsten Verwüstung, machen sollte.

Zwischen 9 und 10 Uhr dieses schönen Morgens, der einem so schrecklichen Tage zum Anfange diente, saß unser Berichterstatter am Schreibtische, eben einen Brief beendigend, als sein Papier, sein Tisch, eine Bewegung machte, die ihn, da gar kein Wind, keine Zugluft Statt fand, ziemlich überraschte. Indem er noch nachsann, was denn wohl die Ursache davon seyn könne, erzitterte das Haus von oben bis unten. Auch dieß ließ ihn noch nicht die Gefahr ahnen; denn es rollten vielleicht auf der Straße mehrere Kutschen nach dem königlichen Palaste hin, welche wohl eine solche Erschütterung verursachen konnten; allein als er genauer darauf achtete, kam er nun bald ins Klare. Unter der Erde bebte ein Donner, als ob ein Gewitter in großer Ferne sich entlade. Jetzt fiel ihm allerdings ein, daß dieß Alles wohl die Vorläufer von einem Erdbeben seyn möchten. In Madeira hatte sechs Jahre früher ein solches auch auf diese Weise begonnen, aber übrigens keinen Schaden gethan.

Jetzt legte er aber doch schnell die Feder weg und sprang auf, nicht gleich wissend, ob er im Zimmer bleiben oder auf die Straße eilen sollte. Die Gefahr war hier so groß wie dort, und die Hoffnung blieb, daß die Sache ohne Schaden ablaufen werde, wie damals in Madeira; allein der nächste Augenblick machte dem Zweifel ein Ende. Es ließ sich ein furchtbares Geprassel hören, als ob alle Gebäude in der Stadt zusammenstürzten. Auch das Haus unsers Engländers ward so erschüttert, daß die obersten Stockwerke auf der Stelle einstürzten und die Zimmer, welche er bewohnte, zwar nicht solches Geschick hatten, aber doch hin und her schwanken, so daß alles Geräth über den Haufen fiel und es Mühe kostete, sich auf den Füßen zu erhalten. Jeden Augenblick erwartete ihr Bewohner, erschlagen zu werden, denn die Mauern wankten hin und her und borsten an mehreren Stellen, und aus den Fugen stürzten große Steine heraus, indessen die Balken des Daches überall fast schon in der freien Luft schwebten. In derselben Zeit aber verfinsterte sich der vorher so heitere Himmel, so daß sich kein Gegenstand mehr genau erkennen ließ. Es trat eine ägyptische Finsterniß ein, entweder als Folge des unermesslichen Staubes, den die einstürzenden Häuser und Paläste verursachten, oder weil sich eine Menge schweflicher Dünste aus der Erde entwickelte. Der Berichterstatter wagt nicht, über das Eine oder das Andere zu entscheiden. Ihm selbst verfehlte es wohl zehn Minuten lang, wie man sagt, den Athem.

Endlich erhellte sich die Nacht wieder, die Gewalt der Stöße ließ nach, der Engländer bekam einige Fassung, er blickte umher und das Erste, was ihm in die Augen fiel, war eine Mutter, die mit einem Kinde auf dem Boden saß, bleich, mit Staube bedeckt, zitternd, wie Espenlaub. Er fragte, wie sie hierhergekommen sey, allein die furchtbare Verwüstung gestattete ihr keine Antwort. Vermuthlich war sie erst erschrocken aus ihrem Hause gestürzt und hatte sich, als ringsumher Alles zusammenfiel, in das offene Haus des Engländers geflüchtet. In keinem Falle ließ sich hier viel fragen und antworten. Das arme Weib richtete nun, dessen erinnerte er sich nachher, in Todesangst die Worte an ihn: Ob dieß nicht das Ende der Welt bedeute? Zugleich klagte sie, daß ihr der Athem fehle und bat um einen Trunk Wasser. Der Engländer ging in ein Nebenzimmer, wo er ein großes Gefäß mit Trinkwasser hielt, das in Lissabon ziemlich selten ist; allein es war zerbrochen, und so

sagte er ihr, daß sie jetzt nicht daran denken möchte, ihren Durst zu löschen, sondern das Leben zu retten. Das Haus werde über ihren Köpfen zusammen stürzen, sobald ein zweiter Erdstoß käme, und sie beide unter den Trümmern begraben. Sie solle sich an seinen Arm hängen, er werde suchen, sie nach einem sichern Orte zu geleiten.

Der Engländer verdankte bis dahin sein Leben einem jener kleinen Vorfälle, die keine menschliche Klugheit berechnen kann. Er war, als die Schreckenscene begann, nicht angekleidet gewesen. Daher sein Schwanken, ob er aus dem Hause gehen oder bleiben solle. War er in der Kleidung, so hätte er sich gewiß im Augenblicke auf die Straße geflüchtet und wäre von den zusammenstürzenden Gebäuden erschlagen worden. Die übrigen Bewohner seines Hauses hatten aus diesem Grunde alle ein solches Geschick. Indessen so groß die Gefahr jetzt war, so wenig wollte es ihm schicklich dünken, im Schlafrocke und in Pantoffeln auf die Straße zu eilen. Er warf sich geschwind in Schuhe und Rock, wie sie ihm gleich in die Hände fielen und stürzte nun, die Frau am Arme, die Treppe hinab auf die Straße, welche nach dem Tajo führte. Ueberall war sie von Trümmern bedeckt, hier und da bis zum zweiten Stockwerke hoch gesperrt. Es war unmöglich, hindurch und darüber fortzukommen, und so versuchte er, einen andern Weg zu gewinnen, was unter tausend Gefahren geschah. Er half erst dem Weibe über einen großen Haufen von Trümmern, dann bat er sie, ihn loszulassen, um mit Händen und Füßen den Weg über einen zweiten zu finden, und kaum hatte er einen Schritt vorwärts begonnen, als eine Steinmasse von oben herab auf sie und das Kind stürzte, so daß Beide in einem Augenblicke zerschmettert waren. Das schreckliche Schauspiel würde ihn zu einer andern Zeit im höchsten Grade ergriffen haben; er wäre vielleicht ohnmächtig hingefunken, jetzt war die Furcht, gleiches Loos zu haben, noch mächtiger. Es fanden in seiner Nähe noch ähnliche Unfälle Statt und hinderten ihn, auf den ihn so nahe berührenden volle Aufmerksamkeit zu wenden.

Unser Engländer hatte eine lange, enge Straße zu durchheilen, zu deren beiden Seiten die Häuser 4 bis 5 Stockwerke hoch waren. Die meisten stürzten eben zusammen oder waren schon in Trümmern, von denen Todte, Sterbende, Verwundete, überall bedeckt umherlagen. Es schien nicht möglich, hier mit dem Leben davon zu kommen, und er wünschte nur, gleich tödtlich getroffen zu werden. Doch eilte er so schnell als möglich fort und kam glücklich durch den Höllenspfad hindurch. Da stand er auf dem freien Kirchhofe der St. Paulskirche und staunte den ungeheuern Haufen Trümmer an, zu welchem sie zusammengesunken war. Noch vor wenig Minuten konnte sie als ein Meisterstück der Baukunst gelten, welches Maler und Bildhauer wetteifernd geschmückt hatten. Jetzt sah man eine ungeheure Steinmasse, unter der Hunderte stöhnten und röchelten, die, vor den Altären knieend, zerschmettert worden waren. Kaum hatte sich unser Freund hier ein wenig vom Schrecken und Staunen erholt, kaum ein wenig Athem geschöpft, als er nun über die Trümmer nach dem Ufer des Tajo schritt, um so weit, als möglich, von allen Gebäuden entfernt zu seyn, wenn ein neuer Stoß des Erdbebens ihre Mauern erschütterte. Er gelangte glücklich hin und fand eine große Menge Menschen von beiden Geschlechtern, von allen Ständen, und mitten unter ihnen die frommen Priester in vollem Schmucke, denn sie waren aus der Kirche des Patriarchen vom Altare weggeilt, als sie eben die Messe lasen, und der Schrecken des Todes lag auf ihren Gesichtern, wie auf

denen der Tausende, welche knieend Gottes Barmherzigkeit anriefen. Ein ehrwürdiger Greis zeichnete sich unter diesen Geistlichen besonders aus. Er eilte von einem Häuflein Betender und Jammernder zum andern, ermahnte zur Buße und tröstete alle, die sich zu seinen Knien drängten und seine Hand, sein Kleid zu küssen suchten. Der Engländer kniete in der Angst seines Herzens neben ihnen und betete so eifrig, als irgend Einer der Andern. Mitten unter diesem Angstgestöhne kam der gefürchtete zweite Stoß des Erdbebens, der nicht viel weniger heftig war, und den Ruin der schon ins Innerste erschütterten Häuser vollendete. Das Geschrei: *Misericordia, mio Dios!* (Barmherzigkeit, mein Gott!) war allgemein und vom Katharinen-Berge herüber, der doch ziemlich fern war, konnte man es eben so vernehmlich hören; denn auf ihn hatten sich ebenfalls Tausende gerettet. Der Stoß war so heftig, daß man sich kaum auf den Beinen erhalten konnte. Allein zugleich drohte jetzt eine neue Gefahr. Das Meer war bis zum tiefsten Grunde aufgewühlt. Die See bricht herein! „Wir sind Alle verloren!“ hörte man auf allen Seiten. In der That sah der Engländer kaum nach der Mündung des Flusses hin, als er auch wahrnahm, wie er sich hob und anschwell, und ein Wasserberg heranzurollen schien, obschon kein Wind sich regte. Brüllend und schäumend wogte das zürnende Element daher, und Alles floh heulend und schreiend, ihm zu entgegen, doch Mancher ward die Beute der ergrimmtten Fluthen und Viele entkamen ihnen nur mit genauer Noth. Dem Engländer gelang die Rettung allein, weil er einen Baumstamm fand, der auf der Erde lag und sich fest an diesen klammerte, bis die Fluth, was ebenfalls äußerst schnell geschah, in ihr Bett zurück ging.

In jedem Falle schien die Gefahr, vom Wasser vernichtet zu werden, so groß, wie die, welche das Einstürzen der Häuser drohte, und deshalb beschloß unser Freund, lieber nach dem St. Paulskirchhofe zu eilen, dessen Höhe gegen die Fluth sicherer stellte. Er war hier nun Zeuge eines schrecklichen Schauspiels. So weit das Auge ins Meer hinschweifen konnte, wogten eine Menge Schiffe auf und ab und stießen mit einander zusammen an, als ob der heftigste Sturm wüthe. Einige drehten sich im Kreise umher, wie von einem Wirbel ergriffen; große Boote waren umgeschlagen; mit einem Male aber versank der mächtige Quai am Ufer und alle Menschen, die auf ihm sicher fußen zu können geglaubt hatten. Die Boote und Fahrzeuge aber, welche daselbst gelandet waren und auf denen so Viele Rettung gesucht hatten, wurden zu gleicher Zeit eine Beute des Meeres. Einer der Schiffskapitäne, der die Gefahren glücklich am Bord seines Fahrzeuges überstand, erzählte nachher unserm Freunde, daß, als er auf der See zur Zeit des zweiten Stoßes nach der Stadt gesehen habe, die ganze große, mächtige Residenz hin und her schwankte. Vom Quai war auch nicht eine Spur späterhin zu finden. Das Wasser hier ließ kaum den Grund ermitteln.

Kurze Zeit nachher kam ein dritter Erdstoß, doch minder stark. Das Meer wogte gleichfalls wieder heran, aber noch schneller trat es zurück. Mehrere Schiffe blieben auf dem Trocknen sitzen. Der Fluß wiederholte sein Spiel noch öfterer. Lissabon schien das Geschick zu haben, von welchem 1746 Lima betroffen worden war. Tiefer nach dem Ufer zu gelegen, wäre es auch in der That von demselben verschlungen worden. Wie weit das Erdbeben ins Meer hinausging, kann man daraus abnehmen, daß ein Schiffskapitän 40 Stunden von der Küste entfernt einen Stoß fühlte,

der ihn fürchten ließ, sein Schiff sey auf einen Felsen gelaufen. Er konnte sich die Sache nicht eher erklären, bis er im Tajo die Verwüstung sah. Reiter, die zu dieser Zeit am Ufer waren, konnten nur im gestreckten Gallop an manchen Orten die Höhen gewinnen, wo sie vom Wasser nicht erreicht wurden.

Von der See bedroht, auf dem St. Paulskirchhofe nicht sicher vor dem Einsturze naher Häuser, beschloß unser Berichterstatter, nach der Münze zu gehen, die ein niedriges, aber festes Gebäude war, und folglich den verhältnißmäßig größten Schutz verhiess. Es war die ganze, hier stets befindliche Wache entflohen, mit Ausnahme ihres Offiziers, eines Jünglings von 17 oder 18 Jahren, der unterm Thore stand. Die Erde bebte immer fort, die in einiger Entfernung noch stehenden Häuser schwankten hin und her; das Wasser des Tajo hatte den Hof überschwemmt und der Offizier retirirte sich mit dem Engländer auf einen Haufen Trümmer. Der Engländer äußerte seine Bewunderung über den Muth und die Ausdauer des jungen Mannes, der mütterseelenallein den Elementen und — wie wir bald hören werden — auch dem ärgsten Verbrechen trotzte. Es war ein Schatz von ein Paar Millionen dort aufbewahrt, und wenn sie unangetastet blieben, so hatte man es nur ihm zu verdanken. Wohl fünf Stunden blieb der Engländer bei ihm, dann verließ er ihn, von den Schrecken des Tages ganz erschöpft, von Hitze und Hunger bis zum Tode ermattet, und zugleich noch um das Schicksal eines Freundes bekümmert, der mitten in der Stadt wohnte, folglich der größten Gefahr Preis gegeben gewesen war. Diesen aufzusuchen, nahm er jetzt von dem jungen Krieger Abschied.

Durch tausend Trümmer, über den Schutt eines Klosters, das allen Mönchen und Messsehenden zum Grabe geworden war, über die Ruinen des Opernhauses, über die des königlichen Palastes, schritt er dahin. Auf dem großen Plage vor dem Letzteren gab es ein eben so seltsames, als klägliches Schauspiel. Da standen Pferde, Maulthiere, Kutschen, Wagen aller Art. Die große Messe hatte eben in der königlichen, an das Residenzschloß stoßenden Kapelle begonnen, als das Erdbeben eintrat, und nun der hohe Adel, der ganze Klerus davon eilte. Niemand dachte an die Pracht der Kirche, die hier jeder frechen Hand Preis gegeben blieb, Niemand suchte erst seine Equipage auf. Da standen nun die armen Thiere angespannt und hungernd, oder lagen halb zerschmettert da und verschmachteten.

Mit Mühe und unter tausend Wildern des Sammers schritt der Engländer weiter. Kein Mensch beweinte die Sterbenden und Todten, welche überall umherlagen, so daß der Fuß kaum Raum hatte, der ihrer schonen wollte. Hier fanden sich Equipagen, in denen die Herrschaft gleich den Pferden und ihrem Kutscher den Tod gefunden hatte. Dort lagen Mütter mit ihren Kindern im Arme. Reichgekleidete Frauen, Mönche, Priester, Handwerksleute, Vornehme mischten sich sterbend und todt in bunter Reihe. Diesen waren die Beine zerschmettert, jenen lastete eine Steinmasse auf der Brust. Viele schriehen nach Hülfe, nach Labung, und kein Mensch war da, der sie ihnen reichen konnte. Auch von der Wohnung des Freundes, den der Engländer aufsuchte, war keine Spur mehr da und so die Nachforschung umsonst. Er ging über die Stadt hinaus nach einem Kaffeehause, das ein anderer Engländer hielt, und suchte dort ein Unterkommen, so gut sich's, wo Tausende keinen Rock, kein Brod, kein Dach hatten, finden ließ. Die Schrecken des ersten Novembers sollten aber noch nicht zu Ende seyn. Als der Abend sich

auf die verddete Stadt herabsenkte, schien die ganze Stadt ein Feuermeer zu werden; es ward so hell, daß man einen Brief lesen konnte. An hundert Orten mindestens stiegen die Flammen empor und wütheten, wie 1812 in Moskau, sechs Tage lang, ohne daß ein Mensch ihrer Wuth Grenzen zu setzen gewagt hätte. Was das Erdbeben verschont hatte, verzehrten sie. Versteinert vom Schmerze starrten Tausende nach denselben hin, indessen Weiber und Kinder alle Heiligen und Engel um Hülfe riefen. Die Erde bebte zugleich immer fort; mehr oder weniger oft eine Viertelstunde hinter einander.

Aber woher denn die Wuth dieses Clements? Warum hatte sich dasselbe denn ebenfalls zum Ruin der mächtigen Stadt verschworen? Mehrere Ursachen wirkten gemeinschaftlich. Der erste November ist der Allerheiligen-Tag; ein großer Festtag in der katholischen Kirche überall, und bei den Portugiesen besonders. Da prangt jeder Altar, jede Kapelle von Wachskerzen, von Lampen, und sie entzündeten also, was von Gewändern, von Holz erreichbar war. In den einstürzenden Häusern fand sich Feuer in Kaminen vor, die Zimmer zu wärmen, wie auf Tausenden von Küchenheerden, um die Speisen zu bereiten, und so gab es überall Gelegenheit zur Feuersbrunst. Doch auch die Bosheit bot die Hand dazu. Eine Menge Verbrecher war frei geworden, um — neue Verbrechen zu begehen. Sie warfen den Pechkranz in die Gebäude und zündeten Alles an, was noch verschont war, aus Sucht zu verderben, um ungestörter plündern zu können, obgleich kein Mensch sie daran gehindert hätte, denn es gingen viele Tage hin, ehe Jemand in diesen Trümmern nachzusuchen wagte. Namentlich war der königliche Palast auf diese Weise in Flammen gesetzt worden, und ein später ergriffener Verbrecher sagte noch unter dem Galgen, daß er gehofft habe, die ganze königliche Familie verbrennen zu sehen.

Allmählig kehrte doch so viel Ruhe wieder, daß man Erkundigungen über das Schicksal seiner Wohnung, seiner Freunde und Bekannten einzog. Die festesten Häuser waren zuerst in Trümmer gefallen; mehr als sechstausend Menschen hatten das Leben, mehrere tausend Familien Alles, im eigentlichen Sinne Alles verloren. Auch unser Engländer gehörte zu den Letztern. Er konnte nicht die Stätte wieder erkennen, wo sein Haus gestanden hatte, und zugleich verbreiteten die Leichname der unter den Ruinen Liegenden einen solchen Dunst, daß er einmal fast in Ohnmacht sank, von der Zeit an aber nach Möglichkeit ähnlichen Besuchen auswich. Hatte er doch das Leben und die gesunden Glieder gerettet und kein seinem Herzen nahe stehendes Opfer zu beweinen gehabt!

M o z a r t.

Es giebt wohl keinen Leser dieser Blätter, der nicht einmal in der Oper oder dem Konzerte, im Hause oder in der Kirche, Mozart's himmlische Melodien gehört hätte, und bald erfreut, bald erheitert, bald zu unennbarer Wehmuth hingerissen, bald in höhere unbekanntere Regionen durch dieselben versetzt worden wäre. Und der Mann, der so Vieles, so Mannichfaltiges im Reiche der Töne schuf, starb in der Blüthe des frischesten Mannesalters! Er endete, wo Andere kaum erst einen Anfang gemacht haben. Aber freilich, der Genius der Kunst hatte ihm schon in der Wiege die Weihe gegeben. Bereits im dritten Jahre seines Alters saß er am Klaviere und suchte harmonirende Töne. Geboren 1756 am 17. Jan., war er schon 1760 im Stande, fest und taktmäßig und nett kleine und grö-

here Stücke zu spielen. Von der Zeit an blieb ihm jedes Kinderspiel widerwärtig. Musik allein füllte seine



Mozart.

Seele, und bereits im fünften Jahre schrieb er ein Klavierkonzert, das nur ein geübter Künstler spielen konnte. Jedermann staunte das musikalische Wunderkind und den Knaben an, als sein Vater schon im Jahre 1763 bis 1766 eine Reise mit ihm durch Deutschland, Holland, Frankreich und England machte. In Italien nannte man ihn nur, als er im 17. Jahre hinkam und für Mailand eine Oper komponirt und in Rom das Miserere Allegri's nach dem bloßen Gehöre aufgesetzt hatte, *il cavaliere silarmonico*. Vom 24. Jahre an ward, nachdem er Salzburgs Kapelle aufgegeben hatte, sein Ruhm in Wien, wo er K. K. Kapellmeister war, für ewige Zeiten gegründet. Von hier aus gingen seine unsterblichen Opern, Kirchenmusiken, Quartetten, Symphonien, Kantaten, Missen, Sonaten, Duos und Trios, die endlich mit der Skizze zu einem Requiem schlossen, das durch die über seine Wechtheit vor einigen Jahren rege gewordenen Streiftigkeiten so merkwürdig geworden ist, wie durch die nach seinem Tode in Umlauf gebrachten Märchen und Fabeln. Schon am 5. Dec. 1791 rief ihn, 36 Jahre alt, der Tod ab. Aber er hatte genug gelebt für diese Welt, und Werke zurückgelassen, die nie übertroffen werden. Die Symphonie und Oper, die Kirchen- und Konzertmusik haben so viele und so mannigfaltige Arbeiten von ihm, daß, wenn man sie auf einem Punkte alle vereint sähe, man kaum sich vorstellen könnte, wie ein Mann bis zu diesem Alter sie zu schreiben im Stande war. Ein Denkmal in Stein oder Erz haben wir nicht von ihm, denn er starb arm und war fast stets in bedrängten Umständen, da Habsucht und Gewinnlust ihm ganz abgingen, und folglich hatte seine Witwe kein Geld, eines setzen zu lassen. Aber seine Werke vertreten des Denkmals Stelle überall, und jedes Opernhaus, jede Kirche, jeder Konzertsaal ist eine Halle, worin dasselbe aufgestellt wird. Seine unsterblichen Opern sind die Entführung aus dem Serail, Figaro, Don Juan, die Zauberflöte u. s. w.

Das Bambusrohr.

Das Bambusrohr, das mehr einem Baume als einer Staude ähnlich sieht, wächst in den heißesten Gegenden Asiens. Auch in Amerika findet es sich, aber nicht in jener Menge und Ueppigkeit, wie in der heißen alten Welt, so, daß auch wenig Gebrauch davon gemacht wird. Desto größern Nutzen schafft es in jenen Ländern. Hier wächst es von 50—80 Fuß und bekommt eine ausnehmende Härte und Elasticität, worauf dann das Abschneiden erfolgt. Ein einziger Acker Feld giebt eine unglaubliche Ernte, welche zum Bauen und zu hunderterlei Geräthe verwendet wird. Brücken, Fahrzeuge, Masten, Tafelwerk, Körbe, Seile, Netze, Fenstergitter, sogar Papier lassen sich unmittelbar oder durch gehörige Verarbeitung daraus gewinnen. Außerdem ist das Bambusrohr das Hauptmittel in den ostindisch-holländischen Kolonien, ganz China, und wohl noch andern Ländern, um gut Haus- und Staatsregiment zu führen. In China empfängt der oberste wie der niedrigste Beamte, Mann, Weib und Kind, nach gehöriger Verurtheilung, oder unter vier Augen, vorkommenden Falles mehr oder weniger Hiebe mit dem Bambusrohre, und selbst die Damen in Batavia wissen es so lebhaft zu schwingen, daß öfters eine schöne Sklavin, die ihre eifersüchtige Wuth rege machte, unter den Hieben todt auf der Erde liegen bleibt. Die Bambusrohre, welche in Europa zu Stöcken dienen, sind die jungen Loden, die ein abgehauener Stamm von Neuem treibt.



Bambusrohr.

Die Raphaelschen Kartons.

Man sagt immer: *Habent sua fata libelli!* (Bücher haben ihr eigenes Schicksal.) Und es ist sehr wahr; denn wie mannigfach ist und war das Geschick von diesem und jenem Geisteswerke. Welcher glückliche Zufall gab die Idee dazu, ließ sie ins Leben treten, verschaffte dem Buche Absatz und Beifall! Aber man könnte dasselbe auch von Gemälden sagen. Viele derselben würden eben so wunderliche Abenteuer von sich erzählen lassen. In England giebt es eine Suite von 7 Raphaelschen Kartons, die als Beleg dazu dienen können. Zunächst waren sie

bestimmt, für päpstliche und königliche Prachtzimmer in Tapetenform ausgeführt zu werden, und diesen den höchsten Glanz zu verleihen. Das Schicksal aber wollte, daß sie dem Wechsel Preis gegeben, als Kriegsbeute fortgeschleppt, durch Revolution in alle Welt zerstreut, durch Unwissenheit entstellt, durch schmutzigen Geiz verstümmelt wurden.

Einige Jahre vor seinem Tode, zu der Zeit, wo er die größte Höhe erreicht hatte, erhielt Raphael den Auftrag vom Papste Leo X., eine Reihe Entwürfe aus dem Leben des Heilandes und der Apostel zu zeichnen. Als er fertig war, gingen dieselben nach Brüssel, um als Muster bei gewebten Tapeten*) zu dienen, wozu 70,000 Kronen angewiesen waren. Die Tapeten lagen fertig da, aber — kein Mensch in Rom gab Befehl zur Rücksendung der Kartons. Denn Leo X. und Raphael waren bereits gestorben. Der neue Papst Adrian VI. hatte wenig Sinn für Kunst; er dachte gar nicht an die Fortsetzung dessen, was von Leo X. begonnen war; und so ist es erklärlich, warum in Rom nicht die Kartons verlangt wurden. Minder leicht dürfte sich dorthin lassen, warum in Brüssel selbst die Arbeit Raphael's unbeachtet blieb. Zwei seiner Schüler, Van Orlay und Michael Coris, hatten nämlich unmittelbar die Fertigung der Tapeten geleitet. Genug, die Kartons, in welchen sich der ganze Genius des unsterblichen Künstlers ausgesprochen hatte, wurden bei Seite gelegt und schienen unter anderem werthlosen Punder in der Manufaktur vermodern zu müssen. Ein anderes Mal soll man sie sogar außen aufgehängt haben, um zu zeigen, was für eine Fabrik da sey. Endlich lernte sie Rubens kennen. Er machte Karl I. von England aufmerksam, und dieser kaufte sie. Alle Kunstschätze dieses unglücklichen Königs wurden in den bürgerlichen Kriegen, die nachher entstanden, zerstreut, doch Cromwell brachte, für diese Meisterstücke empfänglicher, als seine Zeitgenossen, die kalten Puritaner, dieselben glücklich in Sicherheit. Er kaufte sie bei der angestellten Auktion für 300 Pfund. Jetzt blieben sie aber wieder lange unbeachtet und vergessen liegen. Erst Karl II. faßte den Entschluß, sie in Tapeten ausführen zu lassen, und gab sie zu dem Zwecke dem Vorsteher einer solchen Fabrik, einem gewissen Cleen. Sie hatten nun dasselbe Geschick auf's Neue, dem sie mit Mühe und Noth in Brüssel entgangen waren; denn als sie unter König Wilhelm späterhin nach langer Zeit vorgenommen wurden, sah man, daß sie durch die nachlässige Verpackung bedeutenden Schaden gelitten hatten. König Wilhelm ließ sie vom Maler Wilhelm Cooke so gut wie möglich wieder herstellen (es waren ihrer sieben) und in der neuerbauten Gallerie zu Hamptoncourt aufgehängen, deren größte Zierde sie noch jetzt bilden. Allein Raphael hatte nicht sieben, sondern fünf und zwanzig solcher Kartons gefertigt, alle in dem großen

Maassstabe, der zu seiner Zeit die Correggio's, die Buonarotti's etc. begeisterte, und von ihnen allen sind, durch jene unglücklichen Zufälle, außer den genannten sieben, nur vielleicht noch drei gerettet worden. Zwei sollen nämlich in der Gallerie des Königs von Sardinien seyn, und eines ist in die Hände eines englischen Kunstkenner's, Hoare, gekommen. Man würde von ihnen allen vielleicht gar keine Kunde erhalten haben, wenn sie nicht in Tapeten ausgeführt worden wären. Wie weit man es damals in diesem Zweige der Wolleweberei gebracht hatte, kann jedes alte Residenzschloß bezeugen. Man sehe nur z. B. im Königl. Dresdner Schlosse das Zimmer, wo alle Monate in solchen großen allegorischen wollenen Bildern mit einer Frische und Zartheit ausgeführt sind, daß man in gehöriger Ferne zweifelhaft ist, welche Art von Gemälden man vor sich habe. Leo X. hatte eine Reihe solcher Tapeten für den Vatikan und eine als Geschenk für Heinrich VIII. bestimmt gehabt. Beide Suiten sollten so wunderliche Schicksale erleben, wie die Kartons selbst. Unter dem Papste Paul IV. kam die nach Rom verschriebene Suite zum Vorschein, und wurde an hohen Festen benutzt, eine der Vorhallen von St. Peter's Dome zu schmücken. 1526 erlitt Rom durch Karl's V. Truppen eine allgemeine, schreckliche Plünderung. Die Tapeten wurden von den Kriegern des Herzogs von Bourbon erbeutet, und erst unter Julius II. vom Herzoge von Montmorenci zurückgegeben. 1798 fielen sie wieder als gute Beute den französischen Kriegskommissären anheim, die häufig unerfättliche Habucht und Kenntniß von Kunstwerken in hohem Grade vereinten. Die, welche sie wegtraffen, zeigten von der Letztern gar nichts. Sie verkauften sie an einen Juden in Livorno, der sich vom eingewirkten Golde blenden ließ. Er verbrannte eine derselben, um das edle Metall zu gewinnen; allein der Ertrag war gering, und so hoffte er, bei gelegentlichem Verkaufe der übrigen mehr zu bekommen. Dieß glückte ihm auch, denn Pius VII. ließ sie ihm wieder vergüten und im Vatikan aufgehängen, wo sie noch sind.

Die für Heinrich VIII. bestimmte Lieferung kam glücklich an, und wurde in Whitehall aufgehängt, wo sie als Privateigenthum auf Eduard VI., Marie, Elisabeth, Jakob I. und Karl I. forterbten. Nach der Hinrichtung des Letztern kaufte sie der damalige spanische Gesandte in London, Don Alonso de Cardenas, und sendete sie nach Spanien, wo sie endlich in den Besitz des Hauses Alba kamen. Hier fand sie vor einigen Jahren der englische Konsul Tupper in einem Schlosse der Herzogl. Alva'schen Familie, brachte sie käuflich an sich, und sendete sie nach England, wo sie eine Zeit lang zur Schau ausgestellt wurden, dann aber nach dem festen Lande gewandert sind, ohne daß man jetzt weiß wohin. Habent sua fata libelli et — imagines!

*) Zu Shakespeare's Zeit hießen die Tapeten in England Arras (arras), von der Stadt gleiches Namens in Frankreich, wo die vornehmsten Fabriken derselben waren. Sie scheinen aus dickem, wollenem Zeug zu bestehen zu haben und durchaus nicht fest an den Wänden befestigt gewesen zu seyn; denn Shakespeare läßt den Fallstaff hinter der Tapete schlafen (Heinrich IV., II. 4), und Hamlet glaubt seinen Stiefvater hinter ihr zu hören, was bekanntlich dem armen Polonius das Leben kostet. Als die Königin Maria von England sich einmal mit ihrer Schwester Elisabeth unterredete, war Philipp II. ebenfalls hinter der Tapete Zeuge des ganzen Auftritts.

Das Lama.

Zu den merkwürdigsten und schönsten Thieren gehört das Lama (oder Lama, Llama, die Kameelziege) mit seinem langen Kameelhalse, den es so hoch erhaben trägt; dem stolzen, festen Gange, dem schwarzen, schönen, klaren Auge, womit es uns so mild, so furchtlos, so ruhig und zutraulich anschaut; mit seinem, dem eines Pferdeshäufchen gleichenden Kopfe und dem zimmetfarbenen weißen Bliese.

Dies Thier ist bloß auf dem hohen Andesgebirge in Peru einheimisch, wofelbst es aber wieder nur bis zum 10ten Grade südlicher Breite im wilden Zustande getroffen wird. Weiter hin findet man es nur noch als Hausthier und gezähmt. Auf jenem hohen Andesgebirge aber geht es heerdenweise, den Gemsen in der Schweiz gleichend, und nährt sich von Moos und Gras, und erquickt sich an dem kalten Wasser, das die Felsenbäche spenden. Seit Jahrhunderten, aber sicher schon vor der Entdeckung Amerika's, war das Lama als Hausthier benutzt worden, da es im vierten Welttheile bis zur Ankunft der Europäer das stärkste wie das größte, das gelehrigste wie das willigste war, und zum Transport in den unwegsamen Gebirgen noch heute dient. Die Peruaner bezeugten ihm eine fast göttliche Verehrung.

„Ehe sie anfangen, sich dieser Thiere zum Lasttragen zu bedienen,“ erzählt Ulloa*), stellen sie ein eignes Fest an, wodurch sie sie gleichsam zu ihren Gefährten und Gesellschaftern aufnehmen. Innerhalb des eingeschlossenen Hofes bei ihren Hütten pugen sie ihnen zuerst mit vielen wollenen oder seidnen Bändern und Büscheln den Kopf. Sie laden ihre Freunde nebst deren Frauen und Kindern zu einem Gastmahle von Chicha (einem gegohrnen Tranke aus Mais), Branntwein und geröstetem Mais, ein. Nun beginnt der Tanz nach der Musik von kleinen Trommeln und Pfeifen zugleich mit dem Schmause.“

„Während dieser Lustbarkeiten (und sie dauern oft ein paar Tage) gehen sie fleißig zu ihren geliebten Thieren, die sich hierbei in einer Ecke des Hofes befinden, umarmen sie, machen ihnen tausend Liebkosungen, halten ihnen Totumas oder Flaschen mit Chicha oder Branntwein vor das Maul, und ob diese gleich nichts davon genießen, so glauben die Indier dennoch, ihren künftigen Hausgenossen ihren guten Willen bezeugen zu müssen. Dabei reden sie mit ihnen auf das Freundschaftlichste, sagen ihnen viele Schmeicheleien, als wären es vernünftige Wesen, mit denen sie in genaue Verbindung treten wollten. Ist das Fest beendigt, dann erst fangen sie an, die Thiere zum Lasttragen zu gewöhnen. Auch dieß geschieht indeß mit vieler Mäßigung; sie treiben sie nicht, sie lassen sich den gewöhnlichen Tritt des Thieres gefallen, und da das Lama ein sanftes, kluges, gelehriges Thier ist, so horcht es halb auf das Pfeifen, und läßt sich leicht regieren.“

Vielleicht, daß bei den in tiefen, abgeordneten Thälern mehr oder weniger frei geliebten Indianern Peru's und Chili's dieser Gebrauch noch herrschend ist; denn der Mensch auf einer geringen Stufe der Bildung wird mit seinem Hausthiere gleichsam vertraulicher, und betrachtet es mehr als seinen Gefährten, denn als seinen Sklaven. Das Lama trägt gegen 150 Pfund und legt täglich 4—5 Meilen zurück. Frauenzimmer bedienen sich seiner zum Reiten, da es sanft und sicher über die Berge klettert. Im 3ten Jahre ist es ausgewachsen, und vom 12ten beginnt seine Kraft abzunehmen. Alle Jahre wirft es ein Junges. Mit dem Kameele hat es nicht nur äußere Aehnlichkeit, sondern gleicht ihm auch darin, daß es lange dursten kann, daß es, überladen, sich eher tödten, als zum Aufstehen und Fortgehen bewegen läßt, daß es endlich, wie das Kameel, in der Brunstzeit und im Zorne einen scharfen, ägenden Speichel von sich wirft. Das Lama sieht meist braun

aus. Allein man findet, wie dieß bei allen Hausthiere der Fall ist, auch weiße, graue und gefleckte.

Man sieht die Lama's in Heerden von 2 bis 300 herumstreifen, und wenn sie weiden, so stellen sie eine Wache aus, welche beim Gewahrwerden einer Gefahr laut blökt und dadurch die ganze Heerde in Bewegung setzt. Glauben sie sich weit genug entfernt zu haben, so bleiben sie neugierig stehen und sehen den Feind an, bis er ihnen wieder so nahe kommt, daß sie Gefahr ahnen. Ihre Schnelligkeit ist so groß, daß sie kein Hund einholen kann.

Aussicht zur Erleichterung des preußischen Ostsee-Handels.

Im Handelsverkehre ist nichts dienlicher, als Konkurrenz.

Lange genug erhebt Dänemark seinen Sund-, Belt- und Kanalzoll von den Schiffen seiner und fremder Flagge, sogar wenn sie mit Ballast aus oder in die Ostsee einlaufen. Unbedeutende Erleichterungen erlangten einige Flaggen durch Schiffahrts- und Handelsverträge.

Für die Sicherheit und Förderung der Seefahrt ließ Dänemark vor 50 Jahren den holsteinschen Kanal auf schleswigischem Grunde und Boden vom Kieler Hasen nach Rendsburg graben und darauf auch die Ober- und Nieder-Eider wohl etwas austiefen, aber nicht gerade legen. Ferner unterhält es auf dem Kattegat, auf den Inseln Læsø, Samsø und an der Einfahrt des Sunds einige Leuchtthürme, und zieht dagegen den Sund- und Beltzoll, welcher wenigstens eine halbe Million Species jährlich einbringt.

Nachdem Preußen den letzten Schiffahrts- und Handelsvertrag mit Dänemark geschlossen hatte, ergab sich freilich, daß man Ursache gehabt hätte, manche alten Mißbräuche und Unbilligkeiten im Wege des Verkehrs allenfalls unter gemeinschaftlicher Negotiation mit den andern Souverainen an der Ostsee und den übrigen europäischen Seemächten von der Freundschaft und Billigkeit des Königs von Dänemark zu bedingen. Nächst der englischen Flagge besucht die preussische Flagge den Sund am Meisten. Die russische Flagge steht aber in der Zahl der Schiffe sogar noch der Mecklenburger Flagge nach.

Jetzt haben die schwedisch-norwegischen Konsuln in den Häfen, wo sie angestellt sind, bekannt gemacht, daß jedes Schiff den nun vollendeten Göthakanal, welcher bei Söderköping an der Ostsee anfängt und bei Gothenburg in die Nordsee führt, jedes Schiff selbst, wenn es dort nicht löschet oder ladet, ohne alle Abgaben, das Lootfengeld und eine geringe Durchgangserlegung ausgenommen, eben so wie Schweden und Norwegen benutzen dürfe.

Gewiß hat der Göthakanal nicht die Breite und Tiefe des schleswig-holsteinschen Kanals, dessen Schleusen nur Schiffe von 277 Fuß Breite durchlassen, aber immer ist dieser neue, allen Flaggen freigelassene Weg für die Küstenfahrzeuge und deren schnelle und sichere Fahrt sehr wichtig. Der Kanal hat freilich einen langen Weg, wo man wahrscheinlich auch bald dem Schiffe ziehen durch Pferde und Menschen bei widrigem Winde, das auf dem schleswigischen Kanale üblich ist, durch ein Dampfboot ein Ende machen wird. Hält sich ein den Göthakanal verlassendes Schiff im Meere einige wenige Meilen etwas nördlich, so umsegelt es das Kattegat mit seinen Felsen und Untiefen gänzlich

*) Ulloa's Nachrichten aus Spanien Leipzig, 1780.

und kann, sich rechts wendend, beliebig Schottland umschiffen, oder links, der Strömung des Kanals zwischen Holland, Belgien und Frankreich an einer und England an der andern Seite folgen.

Noch ist der Tarif der Dardanellenfahrt für streitige Flaggen nicht geregelt. Am besten wäre die gänzliche Abschaffung eines jeden Durchfahrtszolles wenigstens für Schiffe mit Ballast, damit der Handel nach und von den russischen und türkischen Häfen des schwarzen Meeres und des Mare di Marmora gänzlich frei werde. Warum will man der stolzen türkischen Regierung eine Willkür hier einräumen, die Dardanellen gegen einen Tarif zu öffnen oder zu schließen? Oder sollte man abermals der engl. und holländischen Monopolpolitik folgen wollen, nicht einmal das Meer allen Flaggen frei zu lassen und sogar die Konkurrenz der Seeräuber zu dulden, wenn sie nur den Handel der Hauptseemächte achten?

Den letzten Versuch, fremden Flaggen ein Meer zu verschließen, wagte der Kaiser Alexander, als er die Beschiffung des Ozeans zwischen dem asiatischen und amerikanischen Rußland durch eine von ihm gebotene Entfernung von den Küsten beschränken wollte, aber der nordamerikanische Präsident widersprach diesem Ansinne im Interesse der künftigen Bevölkerung der Freistaaten an der Mündung der Columbia und der ganzen nordamerikanischen bis Mexiko sich erstreckenden Küste. Es war von russischer Seite nur eine, künftig wichtige, Annäherung und der Widerspruch des Präsidenten dadurch ebenfalls nur für künftige Generationen, denn für den Augenblick war noch kein anderes Interesse gedenkbar, als dasjenige des Pelzhandels und der Unschicklichkeit, daß die Weltumsegler, um die Nordwestpassage zu entdecken, erst eines Passes des St. Petersburger Hofes bedürfen sollten, ohne vielleicht auf der ganzen Entdeckungswelt auch nur ein einziges russisches Schiff zu erblicken. Es war schon ein kleiner Eingriff ins Völkerrecht, daß Rußland, Großbritannien, Nordamerika und Spanien, wegen des damals ihm noch gehörenden Mexiko's, nach Graden die Grenzen ihrer von ihnen noch nicht besessenen Gebiete bestimmten. Die wenigen Wilden jener Region bis an die mexikanische Gränze erfuhren nicht einmal etwas von jenem Theilungstractate über Dinge, wovon die Vertragsschließenden erst ein legitimes Recht verlangten, weil sie vier Staaten darin anerkannten und nun jedem der vier neuen Erwerber überließen, sich mit den alten Ureinwohnern nach Billigkeit und Willigkeit zu setzen.

Spohn's Denkmal auf dem Leipziger Kirchhofe zu St. Johannis.

Unter den vielen ausgezeichnet schönen Denkmälern, welche verdienten Männern auf dem Kirchhofe zu St. Johannis in Leipzig gesetzt wurden, ist eines, das an origineller Erfindung und schöner Ausführung vielleicht in ganz Europa nicht seines Gleichen hat. Es wurde dem Prof. Fr. Aug. Wilh. Spohn (geboren 1792, gestorben 1824) gewidmet und 1829 vollendet. Er hatte sich viel mit der ägyptischen Hieroglyphenschrift beschäftigt und zu ihrer Entzifferung wesentlich beigetragen. Dieß bestimmte nun seinen Freund, den Prof. Seyffarth zu Leipzig, dasselbe ganz im ägyptischen Style ausführen zu lassen und die auf solchen Monumenten gewöhnlich anzugebenden Verhältnisse des Lebens in

Hieroglyphen zu bezeichnen. Wir sehen eine schlanke, einfach emporstrebende, mit einem Kranze aus Lotosblumen geschmückte Säule, an deren Fuße eine Sphinx zu sinniger Betrachtung einladet. Die Hieroglyphenschrift konnte freilich hier nur angedeutet und die auf der andern Seite der Säule befindlichen Göttergestalten zc. gar nicht aufgenommen werden. Das hier gelieferte saubere Bild aber wird auch jetzt einen Jeden, der es sieht, bestimmen, dieß herrliche Denkmal, wenn er nach Leipzig kommt, auf dem Kirchhofe selbst aufzusuchen und des verdienstvollen trefflichen Mannes, dessen Asche hier ruht, mit Ehrung eingedenk zu seyn. Es giebt wenig Gelehrte, die so früh starben und schon so viel geleistet hatten, wie er!



Spohn's Denkmal.

W o c h e.

Am 29. Juni 1236 ergab sich Cordova dem Könige Ferdinand III. (oder dem Heiligen) von Kastilien, nachdem es 522 Jahre lang der Hauptsitz der Araber in Spanien gewesen war.

Am 30. Juni 1817 starb der berühmte Mineraloge Abrah. Gottl. Werner zu Dresden im 67. Lebensjahre, welcher der Mineralogie eine neue Gestalt gegeben hat.

Am 1. Juli 9 Niederlage der Römer unter Varus durch die Deutschen unter Hermann im Teutoburger Walde.

Am 2. Juli 936 starb der König Heinrich I. in Memleben a. d. Unstrut.

Am 3. Juli 936 ward Hugo Capet zum Könige von Frankreich gekrönt.

Am 4. Juli 1519 starb der berühmte Ablasskäufer Johann Tetzel zu Leipzig im Paulinerkloster.

Am 5. Juli 1809 ging der Kaiser Napoleon über die Donau und den 6. fand die blutige, entscheidende Schlacht bei Wagram Statt, welcher einige Zeit nachher (d. 14. Oktober) der Friede folgte.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.
unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.